Evangelische Kirche in
Berlin-Brandenburg
Stadtjugendpfarramt

1071 Berlin, den 7.5.87
Schönhauser Allee 78

S A L Z D E R E R D E . . .

Auf ihrer April-Tagung hat die Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg sich dss Thema "Ihr seid das Salz der Erde" auf dem Hintergrund der Frage einer missionarischen Kirche gestellt. Superintendent Dietrich M e n d t hat in diesem Zusammenhang in der Berliner Französischen Friedrichstadt-Kirche ein Referat gehalten. Dabei wurden grundsätzliche Fragestellungen im Bezug auf den Auftrag und den Weg der Kirche angesprochen. Für alle konzeptionellen Überlegungen innerhalb der Jugendarbeit könnte der Vortrag D. Mendts eine wichtige Bereicherung sein.

Deshalb haben wir Interesse, daß dieses Referat Gemeinden und Jugendarbeit zugänglich ist. Nach Kenntnisnahme in Arbeitsgruppen und Gemeinden wären wir für Reaktionen, Diskussionsbeiträge und weiterführende Überlegungen dankbar.
Unsere Kirchenzeitungen könnten dafür eine gute Plattform sein.

An sehr wenigen Stellen des Referats ist zu erkennen, daß D. Mendt einige Berliner Details nicht genau beschreiben konnte, beispielsweise die Erwähnung der "2. Stelle am Berliner Dom" (S.12, Abs.3). Das aber nimmt dem Ganzen keineswegs Aktualität und Brisanz.

Die schlechte Qualität der Abzüge bitten wir zu entschuldigen.

Mit freundlichen Grüßen
im Namen der Mitarbeiter des
Stadtjugendpfarramtes

f.d.R.

gez. Wolfram Hülsemann

9. Synode Berlin-Brandenburg
dritte ordentliche Tagung
24. - 28. 4. 1987

Vortrag von Superintendent Dietrich M e n d t , Zittau, am 25. April 1987 in der Französischen Friedrichstadtkirche Berlin "Ihr seid das Salz der Erde".

(0) Es ist mir nicht deutlich geworden, was Sie bewogen haben könnte, ausgerechnet einen Sachsen um diesen Vortrag zu bitten. Zittau verbindet im Moment nicht sehr viel mit Berlin, außer vielleicht unseren Bauarbeitern, die an Ihrer Stadt bauen (Sie sollen dieses Jahr ein Jubiläum haben, und wir haben das gleiche erst nächstes Jahr). Ich vermute aber, das sieht man Berlin nicht an - im Gegensatz zu Zittau! Einen Moment habe ich für möglich gehalten, Sie möchten die Risiken und die eventuellen Prügel, die mit der Behandlung dieses Themas möglicherweise verbunden sind, lieber einem Auswärtigen zukommen lassen als einem Berlin-Brandenburger, aber das war eine Versuchung, die ich überwunden habe.

Ich denke und hoffe, es liegt an dem Thema, das Sie mir gestellt haben: "Ihr seid das Salz der Erde!" Es ist unser gemeinsames Thema als Christen in der DDR, es beschäftigt uns in gleicher Weise, ist uns allen in gleicher Weise ein Problem und - das ist vielleicht am wichtigsten - wir können es nur gemeinsam verhandeln und bewältigen. Insofern haben Sie mir zwar mit Ihrer Bitte viel Kopfzerbrechen und eine Menge schlafloser Stunden bereitet, aber auch Freude über dieses Zeichen von Verbundenheit und den damit zum Ausdruck gebrachten Willen zu gemeinsamen Nachdenken.

(1) Das Arbeitsthema dieser Synode lautete ursprünglich "Mission und Evangelisation". Die neue Themenformulierung läßt erkennen, daß die Verantwortlichen bereits ein Stück Weg zurückgelegt haben, daß sie erkannt haben: in der Tat ist es eine wesentliche Aufgabe der Christen und der Kirche in der DDR, "Salz" zu sein. In der Schrift steht das Gleichnis vom "Salz" in der Bergpredigt (Mt 5,13-16) im engem Zusammenhang mit dem Gleichnis von der Gemeinde als "Licht der Welt" und als "Stadt auf dem Berge". Offenbar drücken diese beiden Bilder aber nicht aus, daß die Gemeinde eine so starke und mächtige, vielleicht auch glanzvolle und reiche ist, daß sie der Welt deshalb auffiele. Nein, ihr Leuchten, ihre Sichtbarkeit hat ihren Grund gerade darin, daß sie auf unscheinbare Weise die Welt verändert - wie Salz eine Suppe oder überhaupt eine Mahlzeit oft erst zu einer schmackhaften Mahlzeit macht. "Salz" zu sein, das bedeutet für Christen in der DDR eine wirksame Minderheit von spürbarem Einfluß auf eine große nichtchristliche Mehrheit zu sein. Über diese Aufgabe möchte ich zuerst reden.

- Ich gehöre zu denen, die in meiner und wahrscheinlich auch der nächsten Generation in unserem Lande keine große Erweckung erwarten, die sich infolgedessen nicht viel davon versprechen, wenn wir mit großen Erweckungsbewegungen in anderen Teilen

der Welt - etwa in Indonesien oder in Südkorea - hausieren gehen und vielleicht sogar versuchen, deren Methoden zu übernehmen. Ich glaube, daß uns Gott gerade in unserem Land, im Land der Reformation, in eine zunehmende Minderheitssituation geführt hat, damit wir, als ersten Schritt künftiger Erweckungen, wieder glaubwürdig werden als Christen und als Kirchen. Nach 1700 Jahren volkskirchlicher nachkonstantinischer Geschichte sind wir so sehr Stadt auf dem Berge, Licht der Welt, privilegiertes und von allen Seiten, sogar vom Staat geschütztes Licht geworden, daß wir verlernt haben, Salz zu sein. Die Kraft zur Mission ist verlorengegangen wie überhaupt die Fähigkeit, eigenständig und schöpferisch im Alltag, inmitten der "Welt" seinen Glauben zu leben und die gute Nachricht Gottes schöpferisch in das eigene Denken und Handeln zu übersetzen.

- Nach dem letzten Weltkrieg ergaben sich verheißungsvolle Möglichkeiten für einen neuen Anfang. Ich nenne vier davon:

1. In der Bekennenden Kirche hatten in zunehmendem Maße Pfarrer, Mitarbeiter der Kirche, aber auch Gemeindeglieder Erfahrungen gesammelt im mutigen Bekennen, wie in der mutigen Übersetzung des Evangeliums in Alltagsfragen, sowie in große, riskante politische Fragen. Ich nenne nur die Verfolgung der Juden und die Euthanasie.

2. Der Kirche in der DDR sind seit 1945 fast alle Privilegien genommen, die ihr Leben in der Vergangenheit einfach gestaltet hatten: die christliche Unterweisung wird ihr nicht mehr von der Schule abgenommen; sie muß selbst für ihr Geld sorgen, weil der Staat sich weigert, weiterhin mit den Steuern auch die Kirchensteuern zu kassieren; die Zugehörigkeit zur Kirche ist bei keiner Bewerbung um bestimmte Karrieren und Bildungsmöglichkeiten mehr von Vorteil, im Gegenteil - und der Verlust aller dieser Privilegien hat natürlicherweise zur Folge, daß mit der Zeit ein großer Teil derjenigen die Kirche verläßt, die ihr nur aus Gewohnheit oder vielmehr um eben dieser Privilegien willen angehört hatten (wir haben in diesem Jahrhundert Familien, die aus den gleichen Gründen mehrmals die Kirche verlassen und wieder betreten haben: Das fing schon 1918 an, da trat man aus. 1933 gingen sie dann in Unfform in die Kirche; im Verlaufe der Nazizeit verließen sie die Kirche wieder, als sie merkten, daß Hitler den Christen gegenüber einen immer schärferen Kurs einschlug; 1945 traten sie neu ein in der illusionären Hoffnung, nun würden die Zustände von vor 1933 wiederkehren; in dem Maße aber in dem sich der Sozialismus durchsetzte, traten sie wieder aus: und falls der eine oder andere inzwischen nach der Bundesrepublik übersiedeln will, versucht er vorher, wieder in die Kirche einzutreten - mich fragte neulich eine junge Frau: "Nicht wahr, drüben ist es doch sicher besser, man ist in der Kirche?" Wir haben sie übrigens nicht aufgenommen!) Wir wurden und werden also zu einer Minderheit, in der das Verhältnis der bewußten Gemeindeglieder zu den Mitläufern wesentlich günstiger liegt als vor dem Kriege.

3. Eine große Anzahl kirchlicher Gebäude, vor allem großer repräsentativer Kirchen war zerstört, unter ihnen eine Menge Gebäude, die ursprünglich nicht in erster Linie aus Glaubensgründen gebaut worden waren, um etwa einer übermäßig gewachsenen Gemeinde ausreichendes Quartier zu geben, sondern um bestimmte Städte oder auch Stände zu repräsentieren wie die

von den Zünften initiierten großen norddeutschen gotischen Hallenkirchen, die sich in den Innenstädten von Rostock, Stralsund und Greifswald drängen(um nicht zu sagen "drängeln") oder die Frauenkirche in Dresden oder unsere beiden großen Stadtkirchen in Zittau oder der Berliner Dom oder auch die Kirche, in der wir uns jetzt befinden. Nach dem Kriege hätten wir es verhältnismäßig leicht gehabt, auf den Wiederaufbau von Gebäuden zu verzichten, die für eine Minderheitskirche nicht mehr sachgemäß waren.

4. Zwar hatten wir in der "Diasporafähigkeit" (Hans-Jochen Margull in seinem Aufsatz "Kleine Gemeinden" in der Jacob-Fs. "Anruf und Aufbruch") einer Minderheitskirche keinerlei eigene historische Erfahrungen, aber durch unsere sehr schnell zustandegekommene und zunehmende Verbindung mit der Oekumene standen uns aus anderen Kirchen eine Fülle neuer Konzeptionen zur Verfügung. Wir entdeckten die sogenannte "charismatische Gemeinde" und mit ihr neu das "allgemeine Priestertum" und die Notwendigkeit der Zurüstung der Laien für ihren Dienst in der Welt und in der Kirche. Wir entdeckten, daß die Laien die eigentlichen Missionare sind. Wir entdeckten, wie wichtig es für die sachgemäße Übersetzung des Evangeliums ist, die Situation zu kennen und zu analysieren, m. a. W. wir entdeckten, daß "die Welt die Tagesordnung aufstellt" (J.C. Hoekendijk). Wir entdeckten die Notwendigkeit partnerschaftlicher Leitung. Wir gaben einem Amtsbegriff den Abschied, der im Hirtenamt Verkündigungs- und Leitungsauftrag zusammenfaßte. Wir entdeckten, daß "Christus auch außerhalb der Mauern der Kirche" existiert und dort als Auferstandener entdeckt werden will ("Christus extra muros ecclesiae", Hollenweger). Wir entdeckten, daß die Gestalt der Gemeinde, d. h. ihre Lebensweise "Predigt" ist und in einer Minderheitssituation vielleicht ihre wesentlichste Predigt, daß in diesem Sinne auch "Strukturen predigen" (Christa Grengel). Wir entdeckten in der sogenannten "charismatischen Bewegung" neutestamentliche Geistesgaben neu und ihre Wirksamkeit in der und für die Gegenwart ... Ich könnte diese Liste fortführen, aber es mag genügen.

Zusammengefaßt möchte ich sagen, daß Gott uns die Chance eines Neuanfangs einer Kirche gegeben hat, die wirklich für die "Mühseligen und Beladenen" da sein konnte, weil sie inzwischen selber "mühselig und beladen" geworden war, aus Mühseligen und Beladenen bestand. In der Bibel haben bekanntlich die Schwachen das Privileg, Schwache stark zu machen. Denn "wem ich schwach bin, so hilft er mir!" heißt es im Psalm 116,6. Die Starken aber sind immer in Gefahr, die Schwachen an Gott vorbei zu bevormunden, zu unterdrücken oder sie überhaupt zu übersehen und am Rande liegen zu lassen.

(2) Leider haben sich inzwischen in zunehmendem Maße Möglichkeiten ergeben, dem "Licht der Welt", der "Stadt auf dem Berge" neuen Glanz zu verleihen und den mühsamen, unscheinbaren Weg des Salzkornes durch den Salzstreuer zu vermeiden. Ich will zwei Gründe dafür nennen.

- 1. Im Verlaufe der vergangenen vierzig Jahre hat sich die Einstellung des Marxismus zum christlichen Glauben spürbar gewandelt und wandelt sich noch immer. Christlicher Glaube wird wieder ernst genommen, er ist ein wichtiger Partner bei der Suche nach dem Sinn des Lebens. Das Umdenken fällt vielen Marxisten nicht leicht, aber es ist seit dem Anfang der 70er Jahre, seit der bekannten Rede Paul Verners im Gange, die hochangebundenen Gespräche der Kirche u. a. mit Erich Honecker selbst seit 1978 geben Zeugnis davon (ich gehöre jedenfalls zu denen, die die neue Kirchenpolitik unseres Staates nicht für bloße Taktik halten, sondern für die Konsequenz eines Umdenkungsprozesses). Man merkt es im Alltag: Vor 20 Jahren mußten sich Funktionäre mitunter ein Lächeln verkneifen, wenn sie erfuhren: ihr Gesprächspartner ist Pfarrer oder überhaupt Christ. Man lächelt nicht mehr. Neulich sagte ein Dozent für Marxismus-Leninismus zu mir: "Wissen Sie, z.B. in der Frage des Sterbens und des Todes wissen Sie mehr als wir, das müssen wir einfach zugeben!" Oder: mich besuchte ein mir unbekannter Student, der in Ehefragen beraten werden wollte, "aber", so schloß er die Schilderung seiner Ehe, "wir beide gehören nicht der Kirche an und unsere Eltern auch nicht". Auf meine Frage, warum er dann zu mir komme, sagte er: "Ach wissen Sie, wer soll mich in der Ingenieurhochschule beraten? Und ich habe einen Freund, der sagte zu mir: "Ich kann das auch nicht, aber gehe mal zu einem Pfarrer, die können so was!" Auch ein riesiger Kinoplakat mit der Aufschrift "Was würde Jesus dazu sagen?" wäre in der etwas geschmacklosen Landschaft der Transparente und Plakate vor 20 Jahren undenkbar gewesen. Die neue Einstellung den Christen und der Kirche gegenüber hat zur Folge, daß Kirche wieder mehr zum öffentlichen Erscheinungsbild gehört, auch Parteizeitungen über wichtige kirchliche Ereignisse berichten, Kirchenführer, vor allem solche im Ornat, die Bildschirme verzieren (und manchmal wenigstens dort ihren Gemeindegliedern zu Gesicht kommen). Man vergesse nicht, daß die höhere kirchliche Hierarchie die erste Gruppe in der DDR gewesen ist, die in den Genuß der Reiseerleichterungen gekommen ist! Ich weiß es, ich gehörte damals selbst zu dieser Gruppe. Kirche wird nicht behandelt wie eine unerhebliche Minderheitsgruppe, sondern wie eine einflußreiche bedeutende gesellschaftliche Größe. Ich kann mir an dieser Stelle einen gleichnishaften Hinweis nicht verkneifen: früher war ein beliebtes und typisches Berlin-Bild mit Symbolcharakter der Fernsehturm mit der kleinen Marienkirche in seinem Schatten, wenigstens im Vergleich zur Welt eine kleine Kirche! Jetzt wird die Aktuelle Kamera eröffnet von einem Bilde des Palastes der Republik, der im Schatten des Berliner Doms steht.
Ich denke, theoretisch sind sich Christen wie Nichtchristen völlig einig, daß ein neues Bündnis zwischen "Thron und Altar" für beide Seiten weder wünschenswert noch sachgemäß wäre. Es widerspricht marxistischer ebenso wie biblischer Lehre - aber in der Praxis war es für uns Christen eben doch ein schönes und bequemes Bündnis, das manches im Alltag leichter gemacht hat und dem wohl noch viele unter uns nachtrauern! Und die Trauer verwischt mitunter die Konturen der
- 2. Gegenwart! Mit dieser neuen öffentlichen gesellschaftlichen Wertschätzung hängt ein zweiter Grund zusammen, der die "Salz-

werdung" der Kirche in der DDR blockiert. Unsere arm gewordenen Gemeinden sind in breitem Maße zunächst durch die Ökumene, später im Zuge des wirtschaftlichen Wiederaufbaus mehr und mehr durch die EKD im Westen unterstützt worden. Diese Hilfe ist nun schon viele Jahre beständig geblieben trotz des zunehmenden Wohlstandes in unserem Lande. Zwar hält er dem Vergleich mit verschiedenen westlichen Ländern noch nicht aus, aber er hat uns zu einer der reichsten Nationen der Welt gemacht, so daß wir zum Beispiel auf oekumenischen Konferenzen (ich selbst habe es auf der Weltmissionskonferenz in Melbourne erlebt) von Vertretern der armen Länder immer wieder mit den Kirchen der Bundesrepublik indentifiziert und in eins gesetzt werden. "Ihr gehört zu den Reichen!" wird uns da gesagt als stereotype Antwort auf die von uns erläuterten Unterschiede zwischen Ost und West. Wir haben uns an diese Hilfe gewöhnt, obwohl inzwischen durch eine sparsame Bemerkung von Präs. Dr. Winter im Zusammenhang mit dem Bau des Berliner Funktionsgebäudes hinter dem Friedrichstadtpalast zum erstenmal in der kirchlichen Presse erwähnt worden ist, daß diese Hilfe auch eine politisch-wirtschaftliche Komponente hat, die über die kirchlichen Belange hinausgeht - und die vielleicht, sage ich, auch einen Anteil hat an der Kirchenpolitik in unserem Lande. Jedenfalls sind wir als Kirche auf diese Weise reicher an Mitteln und an Macht als es uns zukommt, wir leben buchstäblich über unsere Verhältnisse, und es nimmt nicht wunder, daß uns dies auch schon oekumenische Schelte eingetragen hat. Ich lese einen Abschnitt vor aus dem Brief, den eine oekumenische Besuchsgruppe, ein sogenanntes "Team-visit", nach einem mehrwöchigen Besuch in unserem Lande an eine der besuchten Kirchen geschrieben hat:

> "Wir haben festgestellt, daß es bei euch eine große Diskrepanz zwischen dem persönlichen Einkommen der Gemeindeglieder und der Höhe der Spenden für die Gemeinde gibt. Die finanzielle Abhängigkeit von der Hilfe anderer Kirchen hindert zu erkennen, welche Lebenskraft die Kirche in der DDR wirklich hat."

(3) Diese beiden Gründe haben in meinen Augen wesentlich zu zwei großen Sündenfällen der evangelischen Kirchen in der DDR geführt, die ich Ihnen im folgenden erläutern möchte. Denn ich glaube, daß wir "Salz" nicht werden können durch weitere Strukturüberlegungen, sondern nur durch Buße angesichts dieser Sündenfälle. Damit meine ich nicht, Strukturüberlegungen seien überflüssig. Sie sind wichtig, aber sie liegen vor, ausreichend, um unsere Minderheitskirche "diasporafähig" zu machen. Aber alle Strukturüberlegungen nützen nichts, wenn sie nicht vom Heiligen Geiste getragen werden. Manche werfen uns vor, unsere wesentlichsten Strukturüberlegungen seien ausschließlich vom Verstand ausgegangen. Dem kann ich nicht zustimmen. Ich halte sie schon für Antworten des Heiligen Geistes (gerade diejenigen, die ich am Anfang stichwortartig angeführt habe), aber Kriterium für die Gegenwart des Heiligen Geistes ist die Bereitschaft zur Buße. Ich bin freilich nicht der Meinung, daß Buße allein genüge. Sie muß konkrete Gestalt annehmen und beispielsweise wohl auch eine Synode zu neuen Beschlüssen veranlassen. Bußbekenntnisse Betroffener gibt es immer wieder in allen Höhenlagen, oben und unten, aber die Bereitschaft, entschlossen neue Wege zu gehen und alte Wege zu verlassen, die sich als falsch erwiesen haben, ist selten.

(3.1) Der erste Sündenfall ist das "L e b e n d e r C h r i s t e n u n t e r e i n a n d e r."

Es zeichnet die Gemeinde Jesu aus, daß sie eine Gemeinde von Sündern ist: Sie wird zusammengehalten nicht durch gleiche Interessen, auch nicht durch gleiche und gleichwertige Tüchtigkeit oder Heiligkeit, auch nicht durch Zugehörigkeit zu gleichen Ständen oder Geschlechtern oder Altersgruppen oder Rassen, sie wird allein zusammengehalten durch die Güte dessen, der die Sünder so annimmt, wie sie sind, der lieber selbst stirbt als zuzulassen, daß Sünder keine Gemeinschaft mit ihm und miteinander haben. Christen haben von Gott als wertvollste Begabungen diejenigen mit auf den Weg bekommen, die sie befähigen, mit-einander zu leben auch in Verschiedenheiten, mit verschiedenen Charakteren, verschiedenen Weltanschauungen, verschiedenen politischen Meinungen, verschiedenen Frömmigkeiten und Theologien, verschiedenen Interessen und Bildungsgraden und so weiter. Da der Christ weiß, daß er die Liebe Gottes i m m e r der Güte Gottes zu danken hat und niemals seiner eigenen Tüchtigkeit, auch nicht seiner richtigen ("reinen") Lehre, auch nicht seiner schriftgemäßen Verwaltung der Sakramente, kann er das l e t z t e Wort - ich wiederhole: das letzte! - Gott überlassen und gelassen, vielleicht auch munter weiter streitend, Gemeinschaft halten mit Menschen, mit denen man sonst in der Welt kaum Gemeinschaft halten kann, weil eben Christen nicht durch eine gemeinsame Überzeugung, sondern durch den Glauben an einen gemeinsamen Herrn verbunden sind über alle verschiedenen Überzeugungen hinweg.

- Wir leben in einer welt, die dieses Zeugnis, diese Predigt notwendig, sozusagen lebensnotwendig, überlebensnotwendig braucht, weil sie an ihren Verschiedenheiten zugrundezugehen droht. Die Politik der Stärke ist nichts anderes als die Überzeugung, daß man nur dann in Frieden mit Menschen anderer Anschauungen zusammenleben kann, wenn man sie z w i n g t, die Anschauungen der Starken zu teilen oder zu respektieren und die eigenen möglichst zu verleugnen. Im Augenblick sieht es so aus, als begänne die Welt dieses Zusammenleben zu lernen. Beigebracht wird es ihnen allerdings von den Nichtchristen unter den Politikern. Im Referat Gorbatschows auf dem XXVII. Parteitag lese ich:

> "Doch ist es schlimm, wenn Politiker manchmal nicht nur blinde Augen, sondern auch eine blinde Seele haben. Da ein Kernwaffenkrieg absolut unzulässig ist, muß nicht die Konfrontation, sondern die friedliche Koexistenz der Systeme zu einem Gesetz der zwischenstaatlichen Beziehungen werden."

Das könnnte fast aus einer modernen Bibelübertragung stammen. Geb's Gott, wir lernen vielleicht die "Salzwerdung", wenn schon nicht in einem eigenen biblischen Lernprozeß, dann doch wenigstens von solchen Zeugen Gottes. Es wären nicht die Ersten in der Geschichte. Der persische König Kyros hat viele Nachfolger: Ich habe den Eindruck, die Art von Zusammenleben, die der Welt heute die einzige Überlebenschance gibt und die sie von uns lernen sollte und könnte, beherrschen wir selber nicht.

- Ich möchte ein paar besonders gravierende Spaltungen unserer Gemeinden aufzählen, und zwar solche, die vielleicht auch für ein kirchenleitendes Gremium wie eine Synode von Bedeutung sein könnten.

- 1. Innerhalb unserer Gemeinden gibt es eine Unmenge kleiner, oft sehr lebendiger Gruppen: Werke, Hauskreise, Friedens- und Umweltgruppen, Gruppen verschiedener Frömmigkeit, teils evangelikal, teils charismatisch orientiert, teils auch themenorientiert und mehr aktionsbezogen, Gruppen des Gnadauer- und des Neuvandsburger Gemeinschaftsverbandes, Akademikerkreise, Gemeindeseminare ..... Ich glaube, jeder von Ihnen könnte diese Reihe aus der Praxis seiner eigenen Gemeinde heraus beliebig fortsetzen.

  Aber wo gibt es eine Gemeinde, in der alle diese Gruppen das Bewußtsein haben, ihrerseits zu einer gemeinsamen Gemeinde zu gehören? Da unsere bescheidene Kirchenpresse das nicht zuläßt, bleiben wir in der Regel von öffentlicher Polemik verschont. Aber man lebt im besten Falle nebeneinander her. Es gelingt kaum einmal, für eine gemeinsame größere Unternehmung, wie eine Bibelwoche oder die Friedensdekade alle Gruppen unter ein Dach zu bekommen. Dieses Sich-der-Gemeinschaft- der Gesamtgemeinde-Entziehen macht nicht einmal vor Kongressen und Kirchentagen halt. Und ich bin mir auch nicht sicher, ob die jeweils zuständigen gemeindlichen Leitungsgremien wirklich diese Einheit wollen und sich um sie bemühen, inte siv bemühen - ob sie, geistlich gesprochen, sich um Versöhnung bemühen, Versöhnung predigen, ob sie das feste gemeinsame Band vergebener Schuld, durch den Tod am Kreuz vergebener Schuld, ihren Gruppen und Kreisen ins Gedächtnis hämmern. Ich habe den Eindruck, im großen und ganzen haben wir diese Art Spaltung hingenommen und uns mit der Dankbarkeit dafür begnügt, daß bei uns diese Gruppen wenigstens formal in der Kirche geblieben sind.

- 2. Viele Christen, vor allem viele junge Christen, sind in der Gegenwart wach geworden für sogenannte "Randgruppen". Arbeit an Behinderten verschiedenster Prägung, von den Körperbehinderten bis zu den Alkoholikern, wie auch Einsatz für den Frieden und Einsatz für den Umweltschutz sind im Grunde genommen ein neuer, echter "Schatz" für die Kirche, - aber diese Gruppen kommen in der Regel ausschließlich für sich zusammen. Wo ist ist die Gemeinde, die zum Beispiel eine besondere Arbeit für Körperbehinderte nicht/ nötig hat, weil die Körperbehinderten /ihr volle und vollintegrierte Glieder der Gemeinde geworden sind? Sie hier in Berlin haben in dieser Sache Ihre besonderen Schwierigkeiten mit der Integration von Friedensgruppen, über die ich mir kein Urteil erlauben kann, aber es ist für mich ein Symptom dieser Krankheit. Da ich mich mit diesem Referat ohnehin zwischen die Stühle setzen werde, will ich immerhin eine Erfahrung beitragen, die ich mit Friedensgruppen gemacht habe vor drei Jahren. Zwar habe ich eine Integration in die Gemeinde und eine Anerkennung durch die Gemeinde erreichen können - aber ich habe es nicht erreichen können, daß sich zwei verschiedene Friedensgruppen, d.h. Gruppen mit etwas (ich sage betont "etwas"!) differierenden Ansichten, unter ein Dach stellen konnten. Sie wollten miteinander nichts zu tun haben, und das Problem ist nicht durch Verständigung gelöst worden, sondern dadurch, daß eine der beiden Gruppen gestorben ist, und zwar diejenige, die sich jeglicher Zusammenarbeit widersetzt hatte. Sie hatte zwar große Pläne für den großen, für den Weltfrieden, aber für den kleinen, unmittelbaren Frieden in ihrer nächsten Umgebung, der für die Glaubwürdigkeit ihrer Friedensbemühungen meiner Ansicht nach unaufgebbar ist, hatte sie keinen Sinn.

  Ich denke innerhalb dieser Überlegungen auch daran, daß wir in seiner, der sächsischen Landeskirche zwei verschiedene Trinkerrettungsarbeiten haben, eine von ihnen von der AGAS verantwortet, die andere von der Inneren Mission, aber es gibt keine Zusammenarbeit.

  Ich denke, auch diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren.

- 3. Ich erinnere daran, daß sich trotz veränderter Aufgabenstellungen und trotz jahrelanger Integrationsbemühungen von seiten der Gemeindekommission des Bundes noch kaum eines der traditionellen Werke aufgelöst oder verändert oder z.B. - in seiner Landeskirche - trotz angehäuften Vermögens von sich aus angeboten hätte, auf eine Landeskollekte zu verzichten. Die Jahrespläne unserer sächsischen Frauen- und unserer Männerarbeit weisen beide zur Hälfte Angebote für Familien aus, aber sie treiben diese Familienarbeit natürlich nicht zusammen wie zum Beispiel die katholische Kirche in Sachsen oder die Mecklenburgische Landeskirche.

- 4. Ich denke, in diesem Zusammenhang wäre auch das ungelöste Problem der Integration der Diakonie in die Gemeinde zu bedenken. Die Klagen sind überall groß, daß die Gemeinden nicht diakonisch sind, daß sie sich nicht für zuständig halten für Gemeindediakonie, sondern alle damit zusammenhängenden Aufgaben der Inneren Mission zuweisen - und auf der anderen Seite beobachte ich, daß Dienststellen der Inneren Mission nicht durchweg unter diesen Zustand leiden, sondern eine Art Nebenkirche etablieren, in der

man zum Beispiel die Ausbildung von der Ausbildung der Landeskirche völlig trennt, ob es sich nun um Direktausbildung, Fernstudium oder Kurse handelt. Dabei sind zum Teil sehr ähnliche, wenn nicht deckungsgleiche Angebote, die aber offenbar nicht genügend oder überhaupt nicht koordiniert werden. In welchen Gemeinden ist es wirklich gelungen, daß mit Hilfe der Fachleute der Diakonie selbständige Diakonie zustandegekommen ist - und wo wird die Arbeit der Heime und Anstalten materiell und bewußtseinsmäßig noch wirklich von den Gemeinden getragen?

- 5. Schließlich muß ich wohl an dieser Stelle meines Referates und an diesen Ort auch noch einmal auf das Scheitern der "Vereinigten evangelischen Kirche in der DDR" eingehen. Es gehört zu den Urprinzipien der Gemeinde der Sünder, daß "einer des anderen Last trägt" und man auf diese Weise "das Gesetz Christi erfüllt". Die VEK ist aber daran gescheitert, daß eigentlich niemand verzichten konnte, daß überhaupt die Frage eines Verzichtes zugunsten anderer, Schwächerer in den Stellungnahmen der Kirchen eine völlig untergeordnete oder überhaupt keine Rolle gespielt hat. Die Angst voreinander ist stärker als die Lust zueinander. Zum Glück spielen sich alle theologischen Überlegungen in dieser Sache bis zur Gegenwart fern von den Gemeinden und fern von deren Verständnis ab, sonst hätten die Christen ja wohl bemerkt, daß die Leuenberger Konkordie theologisch die Trennung im Kirchenbegriff überwunden hat, die 1949 zur Gründung einer getrennten VELKD neben der Kirche der Union führte und daß es seitdem keinen ernstzunehmenden theologischen Grund mehr gibt, der gegen den Zusammenschluß der Kirchen des Bundes zu einer Kirche spräche. (Die Älteren werden sich an den Briefwechsel zwischen dem damaligen Präses Dr. Kreyssig und Landesbischof Meisner sicher noch erinnern, in den der Unterschied im Kirchenbegriff klassisch dargestellt ist.) Also gibt es auch keinen ernstzunehmenden Grund mehr für das Fortbestehen zweier verschiedener kirchlicher Zusammenschlüsse neben dem Bund, der Vereinigten Ev.-Luth. Kirche und der Ev. Kirche der Union. Aber die Leuenberger Konkordie hat ja ihrerseits damals auch nur in den allerhöchsten Gremien Freude über die wiedergewonnene Gemeinschaft am Abendmahlstisch ausgelöst, während kaum eine Gemeinde daraufhin spontan die reformierten oder die lutherischen Brüder und Schwestern an ihren Tisch geladen hat. Das gehört aber schon zum nächsten Sündenfall.

(3.2.) Der zweite Sündenfall ist in meinen Augen der Umgang der "K i r c h e n l e i t u n g e n mit den G e m e i n d e n". Wir haben bis heute keine "offene" und auch keine "sich offenlegende Kirche". Ich will das erläutern.

Ich bin der Meinung, daß gewichtige Entscheidungen, die das Leben unserer Gemeinden nachhaltig bestimmen, "oben" getroffen werden an dem demokratischen Meinungsbildungsprozeß vorbei, der in den durchweg synodalen Verfassungen unserer Kirchen angelegt ist. Und wenn sie "unten" getroffen werden, dann zumeist von den Pfarrern allein, deren Meinung noch immer in vielen Gemeinden fast allein maßgebend ist. Formal haben wir unser Kirchenrecht nach dem Kriege zwar sehr stark dem biblischen Modell des "Leibes Christi" angepaßt, aber im Bewußtsein der Gemeinden wie auch der vieler

leitender Gremien und Kirchenführer herrscht das alte Bild von "Hirt und Herde" fast ungebrochen vor. Ein Grundproblem vieler Synoden liegt darin, daß es nicht um die Frage geht: "Wie kommt die Synode in diesem Problem zu einer sachgemäßen, gemeindebezogenen Lösung?", sondern um die Frage: "Wie bringen wir - diejenigen, die die Vorlagen in die Synoden einzubringen haben - die Synoden dahin, unseren Lösungsvorschlag anzunehmen?" In der KKL ist das Modell "Kopflastigkeit" institutionell festgeschrieben: auf 16 Kirchenführer kommen 8 Synodale, von denen in der Regel mehrere selbst kirchenleitende Funktionen wahrnehmen. Ich denke aber, eine Kirche in der DDR wird geistlich sterben, die nicht in der Breite, und das heißt auch in der Breite ihrer Entscheidungen, von den Gemeinden getragen wird. Nur das "lebt" wirklich, was in den Gemeinden, von den Gemeinden und mit den Gemeinden lebt!

Diese Sorge ist offenbar nicht nur die meine. Ich finde in einem Beschluß der Bundessynode von 24. September 1985 zum Bericht der Konferenz der Kirchenleitungen unter Nr. 4 folgenden Absatz:

> "Die Synode stellt erfreut fest, daß im Bericht der Konferenz ein Abschnitt über "Das Leben der Kirchen in den Gemeinden" enthalten ist. Daß dieses jedoch zum ersten Mal bei der abschließenden Tagung dieser Legislaturperiode geschieht und die Konferenz bekennt, daß ihr "für eine zusammenfassende Schau der Situation und für Folgerungen im Blick auf zukünftige Aufgaben meist Zeit und Kräfte fehlen", stimmt nachdenklich. Es läßt uns fragen, wie weit Synode und Konferenz ihre Aufgaben in direkten Bezug zu den Gemeinden wahrnehmen. Die Synode bittet die Konferenz, in ihrer Leitungstätigkeit den konzeptionellen Fragen Raum zu geben und dabei die Arbeit der Gemeindekommission wirksamer einzubeziehen."

Ich denke, die hier geschilderte Krankheit ist nicht nur eine Bundes-, es ist eine allgemeine Krankheit, und die Diagnose gilt mit entsprechenden Analogien in allen Landeskirchen und heute leider noch ebenso wie 1985.

Auch dafür ein paar Beispiele:

- 1. Leuenberg habe ich schon erwähnt. Hier ist in mühsamen, an Kraft und Zeit übrigens auch sehr teuren Lehrgesprächen etwas theologisch erarbeitet worden, was Gemeinden schon praktizieren, seitdem es keine Abendmahlsanmeldungen mehr gibt. Man geht gemeinsam zum Tisch des Herrn. Wie sollte man da verstehen, daß das Ergebnis von Leuenberg etwas ganz Neues, Entscheidendes ist? Zumal die Leuenberger Konkordie nicht ganz die verständliche Sprache spricht, in der Luther seine Lehrstreitigkeiten auszutragen pflegte! Ich erwähne das als Beispeil für den auch in unseren Kirchen so verbreiteten "Papierglauben", exakter "Papiere-Glauben". Erst als Superintendent merke ich, welche Fülle von lebenswichtigen Papieren alle möglichen Gremien verfassen, vervielfältigen (auch Papiere über Umweltschäden verbrauchen Unmengen von Papier) und ausschütten, oftmals ungefragt verschicken, so daß kein Kirchenvorstand und kein Pfarrer vor Ort in der Lage sind zu unterscheiden, was wirklich wichtig ist und was nicht, was mit unserem Auftrag, genauer mit dem Reich Gottes zu tun hat und was nicht. Zu einer Minderheitskirche und ihrer Bescheidenheit gehört die Forderung nicht nur nach verständlicheren, sondern auch nach weniger Papieren! Beides,

die theologische "Hochsprache" und die nicht verkraftbare Fülle zeugen von der großen Entfernung zwischen Kirchenleitung und Gemeinde und der Mißachtung dieser Entfernung, wenn man nämlich Verständlichkeit für die Gemeinde nicht für wichtig hält.

- 2. Ob nicht das Scheitern der VEK auch damit zu tun hat, daß 1979 in Eisenach bestimmte Bischöfe nicht dabei waren? Damals ist eine "Basis" - Entscheidung zustandegekommen, mit der offenbar niemand gerechnet hatte, die aber wirklich die Meinung der Gemeinden zum Ausdruck gebracht hat. Ich weiß natürlich, was mir hier entgegnet werden wird und oft genug entgegnet worden ist: "Das kann ein einfaches Gemeindeglied ja gar nicht verstehen!" Stimmt. Aber eben das nenne ich den Sündenfall, daß wir eine Kirche haben, die so wenig durchschaubar ist, daß ein Gemeindeglied nicht verstehen kann, warum die gemeinsame Kirche, die in den "Grundsatzartikeln" proklamiert ist, nicht auch eine gemeinsame Kirche in organisatorischer Hinsicht zur Folge hat.

- 3. Ich würde gern einmal eine Überprüfung anregen, die untersucht, welcher Prozentsatz aller kirchlichen Angebote samt der dafür nötigen Ausbildung nur oder fast nur der Schicht der Intellektuellen zugutekommt und auf diese Weise der Intellektualisierung der Kirche Vorschub leistet! Es sind wesentlich nur die pietistischen Gruppierungen, die Zugang haben zu einfachen Menschen, wohl auch, weil es bei allen ihren Angeboten um den Umgang mit der Bibel geht - und der Bibel gegenüber haben - anders als bei aller themenorientierter Arbeit - alle die gleichen Voraussetzungen, weil es dabei um Lebensfragen geht!

- 4. Ich denke, daß wir Pfarrer einen nicht geringen Anteil an diesem Sündenfall haben, nicht wegen unseres Berufes an sich, sondern wegen unserer Ausbildung. Unsere Ausbildung ist noch immer in den Studieneinrichtungen von Kirche und Staat - nicht so in den Predigerseminaren, aber dort ist nichts mehr aufzuholen - bestimmt von einem Pfarrerbild, das der Vergangenheit angehört. Der Pfarrer wird nicht auf partnerschaftliche Leitung, sondern auf die sogenannte "Letztverantwortung" des Pfarrers hin ausgebildet, bei der die Aufgabe der Verkündigung mit der der Gemeindeleitung verbunden ist. Ich beobachte bei jungen Pfarrern - und habe mir diese Beobachtungen von anderen bestätigen lassen, von Kollegen und von Dozenten aus Predigerseminaren - daß heutzutage junge Pfarrer, die von Natur aus überhaupt nicht autoritär sind (manche sind natürlich auch das!), große Schwierigkeiten haben, wenn an Ort wesentliche Verantwortungen in den Händen von Laien liegen, oft genug erst als Frucht längerer Vakanzen. Junge Pfarrer freuen sich nicht, daß es so ist, sondern sie fühlen sich bedroht und greifen sofort ein, wenn sie meinen, etwas nicht verantworten zu können. Die Folge davon ist unweigerlich, daß ihnen nicht nur die letzte Verantwortung, sondern mit der Zeit auch alle vorletzten Verantwortungen überlassen werden. Dies erzieht tüchtige Baupfarrer, Verwaltungspfarrer, Kirchensteuer- und Geldeintreibpfarrer, aber auf Kosten der Verkündigung. Es wird schlecht gepredigt, aber nicht aus Unvermögen, sondern aus Überlastung mit berufsfremden Dingen. Ich muß die Pfarrer energisch in Schutz nehmen. Sie sind heute durchweg fleißig und zum großen Teil überlastet. Was sie tun, tun sie aus dem Pflichtgefühl heraus, zu dem sie erzogen sind. Sie sagen, in ihrem Gemeinden gäbe es keine Gemeindeglieder, die selbständig Verantwortung übernehmen könnten - aber in Wirk-

lichkeit sind sie nicht in der Lage, Verantwortung abzugeben und zur Übernahme von Verantwortung anzuleiten. Die nach zehnjähriger Vorarbeit gescheiterte Ausbildungskonzeption des Bundes hat versucht, die Ausbildung von den Erfordernissen der Bais her zu gestalten, aber wie Sie wissen, ist es gerade der Widerstand der Ausbildungsstätten, und zwar der kirchlichen Ausbildungsstätten, gewesen, die diese Konzeption zu Fall gebracht hat. Die Ausbildungsstätten bestimmen selbst, wie das Pfarrerbild in unserem Lande aussieht, und nicht die Gemeinden - und die Kirchenleitungen lassen sich das bieten, offenbar weil sie selbst die Tragweite einer solchen Entscheidung nicht mehr übersehen - aber wegen des zweiten Sündenfalles!

- 5. Und natürlich muß ich in diesem Zusammenhang auch auf die Fragen unseres Finanzgebarens zu sprechen kommen. Ich nehme an, Sie werden das fürchten oder hoffen, je nachdem, denn es ist ja ein ausgesprochenes Tabuthema. Hier fallen Entscheidungen über Summen, die sich in Vergleich zu den normalen Haushaltsplänen unserer Gemeinden gewaltig ausnehmen, wenn man bedenkt, daß sie einer anderen, konvertierbaren Währung entstammen. Und diese Entscheidungen fallen nicht in Synoden, nicht in Gremien, in denen Vertreter der Gemeinden sitzen, werden nicht von den Gemeinden mit behandelt und beschlossen, sondern ohne daß die Gemeinden informiert werden bzw. v o r h e r informiert werden. Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich an dieser Stelle ein Problem anspreche, daß Sie kennen und das in den letzten Monaten in der kirchlichen Presse eine Rolle gespielt hat: der Berliner Dom und das Funktionsgebäude hinter dem Friedrichstadtpalast, das nun auch noch den Namen Bonhoeffers tragen soll. Sie werden mir sofort sagen, das ist Sache der EKU und nicht der Berliner Kirche. Das weiß ich. Aber wer weiß das wirklich? Und wer versteht das? Der einfache Christ, der am Dom vorbeigeht, schüttelt entweder den Kopf und schimpft auf "d i e Kirche" und nicht auf die EKU, oder er freut sich, reibt sich die Hände und sagt sich: "Ja, die Kirche kann sich's leisten, die hat Geld in Hülle und Fülle, in Mark und in D-Mark." Oder er fängt spätestens dann an zu schimpfen, wenn er einen der Sparappelle der Synode oder der Kirchenleitung liest! Und wenn Sie das nicht sehen oder nicht sehen wollen, dann ist es für mich ein Zeichen dafür, wie groß die Entfernung zwischen Kirchenleitung und Gemeinde, sogar zwischen Synode und Gemeinde schon geworden ist.

Esist dann nur konsequent, daß man die Stelle eines Leiters des Missionarischen Dienstes streicht und dafür die zweite Stelle eines Pfarrers am Dom, eines "Programmdirektors" am Dom (wie mir das einmal ein Mitglied Ihrer Kirchenleitung erläuterte) neu einrichtet und besetzt. Statt Gemeinden und Gemeindeglieder tüchtig zur Mission zu machen, damit sie nämlich in die Welt hinausgehen und vor Ort durch Leben und Reden "predigen", kümmert man sich um die Menschen, die ein solches Bauwerk wie den Dom besichtigen, die "kommen", nicht zur Gemeinde Jesu Christi, aber in deren Gebäude, nicht aus Interesse am Glauben, sondern an der Kultur - durchaus eine Chance und nicht schlecht, wenn man sich beides leisten kann, aber unsachgemäß, wenn man sparen muß.

Ich möchte mich genauer ausdrücken: es geht mir nicht darum, ob der Berliner Dom und das Funktionsgebäude gebaut werden sollen oder nicht, sondern ob es mit dem Willen und dem Wissen der Gemeinde, auch dem Wissen um die Hintergründe gebaut wird! Was die Gemeinde trägt und tragen kann und für möglich hält, das kann getan, das kann auch gebaut werden, vielleicht sogar mit geschenktem Geld. Jeder weiß, daß wir unsere Motorisierung den Schwestern und Brüdern drüben verdanken und noch eine Menge anderer wichtige Dinge. Hätten wir die Hilfe der EKD nicht, könnten wir uns buchstäblich vieles nicht leisten, das uns in unserem Dienst hilft und was vor allem hilft, die Not von Menschen zu lindern z.B. in manchen diakonischen Einrichtungen. Hier geht es ja in erster Linie nicht darum, daß wir selber kein Geld hätten, sondern daß wir für unser Geld zu manchen nötigen Dingen nicht kommen - und ich denke, das ist ein Grund zu großer Dankbarkeit denen gegenüber, die uns das Geld zukommen lassen. Obwohl sie selber zunehmende Geldsorgen haben, haben sie doch bisher noch nie an dieser Hilfe für uns gespart, sondern haben uns Jahr für Jahr echte und große Opfer gebracht. Wenn man in Zukunft hoffentlich darüber spricht, wenn man diese Dinge aus der Anonymität heraushebt, dann wird man sicher nicht mehr alles so weitermachen können wie bisher, aber das, was man, tut, wird man dann mit gutem Gewissen tun - und es wird unserer Kirche geistlich nicht schaden. So aber wird eine falsche Konzeption genährt, nämlich die, als ob wir eine Kirche seien, die sich vieles leisten könne, die infolgedessen auf das wirkliche Opfer ihrer Glieder wie auch auf deren Mitarbeit bei Entscheidungsfindungen gar nicht angewiesen sei und sich infolgedessen eine breite und offene Information erübrige. "Das läuft schon!" denkt der Durchschnittschrist. "Die machen das da oben schon!" Und nicht nur für die entscheidenden Gremien, sondern - was ich für schlimmer halte - auch für das Gemeindeglied bleibt das Vorbild einer starken Volkskirche maßgebend anstelle des Vorbildes einer Minderheitskirche wie etwa der der Evangelischen in Frankreich oder in Brasilien oder auch in Zaire oder China. Ich meine außerdem, um der Glaubwürdigkeit unseres Zeugnisses willen müßten wir uns in den Dingen besondere Mühe geben, die wir anderen vorwerfen. Wir wünschen uns z.B. in unserem Staat einen viel breiteren Informationsfluß von oben nach unten, eine bessere und klarere Berichterstattung, wünschen uns in der Frage der Reiseerleichterungen klare, durchschaubare Bestimmungen, wünschten uns überhaupt mehr Offenheit der Behörden im Umgang mit der Bevölkerung; auch deshalb sollten wir in dieser Sache unser eigenes Glashaus schleunigst abreißen, ehe wir mit Steinen werfen.

(4) Ich komme zum Schluß. Als Emilio Castro im November 1986 in unserem Land war, hat er gesagt:

"Ich frage mich, ob die Kirchen in der DDR den Oekumenischen Rat nicht zu sehr lieben.". Sie arbeiteten vorbildlich mit, meinte er, sie seien sozusagen Musterschüler der Oekumene, aber es könne vielleicht sein, daß die Kirchen in der DDR hinter eifrigen oekumenischen Aktivitäten viel Ratlosigkeit im Blick auf die eigene Situation versteckten, gewissermaßen ihre Probleme verdrängten. Und wörtlich: "Was sind die missionarischen Herausforderungen hier, wo könnte für die Kirchen hier oekumenische Hilfe erforderlich sein?"

Ich habe versucht einen Teil unserer Ratlosigkeit zu beschreiben in der Hoffnung, daß Sie bereit sind, Castros Äußerungen zu akzeptieren und die Ratlosigkeit teilen in diesen beiden Sündenfällen:

- daß Christen in den Gemeinden nicht so miteinander leben, wie es das Neue Testament verlangt, das deswegen ihre Gemeinschaft untereinander ihr Zeugnis unglaubwürdig macht
- und daß der Umgang der Kirchenleitungen mit den Gemeinden bis heute weder eine "Hoffnung" noch eine "sich offenlegende Kirche" ermöglicht hat.

Diese zwei Sündenfälle verhindern, daß die Christen in der DDR und ihre Gemeinden "Salz" werden im biblischen Sinne. Das ist aber notwendig um des Evangeliums willen, es ist lebensnotwendig, nicht nur für die Gemeinde selbst, sondern für die Welt, denn wir sind nicht das "Salz der Gemeinde", sondern das "Salz der Erde". Die Kirche wird buchstäblich zugrundegehen, wenn die Christen nicht "Salz", ihr Salz sind! "Wenn nun das Salz kraftlos wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschüttet und lasse es von den Leuten zertreten."
(Mt 5,13) Wir werden den beiden Sündenfällen zu Leibe gehen müssen, damit aus unseren Gemeinden wieder Gemeinden werden, die ihr Leben und das der gesamten Kirche selbst gestalten, die gemeinsam finden und erfinden, was das Evangelium von der Kirche in derDDR erwartet und verlangt - und erst dann werden es Gemeinden sein, deren Lebensstil, deren Gemeinschaft missionarisch wirksam und deren Predigt vor Gott und der Welt glaubwürdig sein wird! Im anderen Fall wird die Gemeinde in der DDR "zertreten" werden, sie wird geistlich sterben - auch wenn das "kraftlose Salz" vieleicht noch jahrelang in prunkvollen Salzstreuern dahinvegetiert!

Stajupfa 40/87